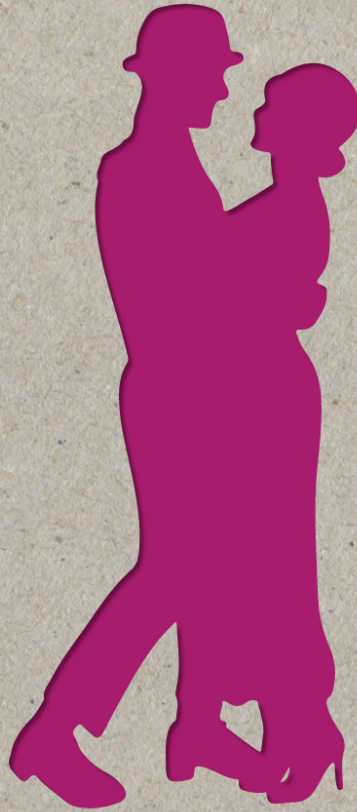


EGON ERWIN
KISCH



*Berliner
Bohème*

BeBra Verlag



EGON ERWIN KISCH

*Zwischen
Bettlern und
Bohème*

herausgegeben und mit einem Nachwort
versehen von Gabi Wuttke

BeBra Verlag

INHALT

Polizeistreifung in Berlin	6
Der Mann mit dem blauen Band	11
Bacchanale gefällig?	15
Die Einkäufe einer Berlinerin	19
Wie ich eine Frau suchte	21
Aus dem Notizbuch	26
Das Haus der veränderten Nasen	27
Wat koofe ick mir for een Groschen?	30
Weihnachtsfreude	34
Geheimkabinett des Anatomischen Museums	36
Die Prager an der Ostsee	41
Brief an die Mutter	45
Literatur in Berlin	47
Die gerächte Bohème	51
Vier neue Theater in Berlin	54
Brief an Jarmila Haasová	58
Elliptische Tretmühle	59

Das Bedürfnis »Hurra« zu rufen	65
Boxkampf im Radio	68
Der, der das Radio sieht	72
Sensations- und Erpressungspresse	76
Das Ende der Berliner Volkshochschule	81
Café Kandelaber mit Büchern	85
Die Verarmung und Bereicherung der Berliner Straßen	89
Teueres Bedürfnis	93
Zum alten Eisen!	96
Die Untergrundbahn	101
Sprecherlaubnis	105
Dies ist das Haus der Opfer	108
Die Polizei und ihre Beute	113
Briefe an die Mutter	122
Gefangener No. 1067, Zelle No. 33	124
Nachwort	128
Anmerkungen	142
Über die Herausgeberin	143

POLIZEISTREIFUNG IN BERLIN

Am Oranienburger Tor vorbei, wo in den schäbigen Singspielhallen zu dieser zeitlichen Abendstunde noch sehr »flauer Betrieb« vorherrscht, fährt die Razzia in drei Autodroschken durch Elsässer Straße, Lothringer Straße und Prenzlauer Allee nordwärts, an Arbeiterhäusern, Werkstätten und Fabriken entlang. An der Ecke der breiten Danziger Straße machen die Wagen halt, und zu Fuß zieht die Kriminalexpedition zur Frühstücksstube von Vater Nockentopf. Hier ist der Ralliierungsplatz lichtscheuen Gesindels zu einem Gewerbe, das sich gegen die armen Arbeiter dieses Viertels richtet. In der Mitte der Fahrbahn der Danziger Straße zieht sich ein langes Grasbeet, in dem Bänke stehen. Dort pflegen sich spätabends die Fabriksarbeiter und Handwerksgesellen niederzusetzen, die nach des Tages Lasten im Alkohol Erfrischung gesucht haben und nun doppelt müde und benebelt auf der Bank schlafen oder vor sich hin stieren. Das sind die Opfer. Sie werden bestohlen. Oder es beginnt einer der Wegelagerer ein Gespräch mit ihnen, lockt sie zu einer Partie Kümmelblättchen oder zu einem Nachtlager bei »Mutter Grün« in den nahen Friedrichshain, wo der Arme überfallen und beraubt wird. Nach einem solchen Vorfall sucht die Polizei den Täter fast immer unter den Gästen von Vater Nockentopf. Der Eintritt der »Polente« ist also hier nichts Ungewöhnliches und wird nur mit einem scheuen Seitenblick quittiert.

Nur dort rückwärts an dem kleinen Tisch zieht einer die Mütze aus dem Nacken über die Augenbrauen. Der Kommissarius aber hat ihn schon erkannt. »Grüß Gott, Medaillen-Willem! Wie war's Sonnabend in Potsdam?«

»Ick war ja jar nich in Potsdam, Herr Klinghammer.«

»Ach, der Kaffer, den du begaunert hast, hat deine Photographie sehr genau erkannt. Mit wem warst du denn?«

»Ick war ja jar nich ...«

Aber der Kommissar wendet sich zum Tischnachbar des Medaillen-Willem: »Wer sind denn Sie?«

»Ick heeße Maier, Herr Kommissar.«

»Zeigen Sie mal Ihre Papiere.«

»Ick habe keene.«

»Wo wohnen Sie denn?«

»Ick mache platt.« (Bin obdachlos.)

Ein Wink, und zwei der Geheimpolizisten fordern die Freunde zum Mitgehen aufs Revier auf – ein Auftrag, dem widerspruchslos Folge geleistet wird. Der Kommissar raunt den beiden arretierenden Beamten noch zu, daß sie Punkt halb zehn Ecke Wilhelmstraße und Kochstraße wieder zu ihm zu stoßen haben.

Im Garten vor dem Siechenhaus, an dem wir nun in der Fröbelstraße vorbeikommen, sitzen Greise in Flanell. Dann sind wir vor dem städtischen Asyl für Obdachlose, einem roten Riesenbau, der mit seinem schönen Zierturm wie ein Rathaus aussieht. Radial streben von allen Seiten schmerzliche Gestalten dem Gebäude zu, ein Gries auf eiligen Krücken, ein Ächzender, der nach jedem Schritte erschöpft innehält, zwei Burschen, kragenlos, die Hände in den Taschen, zerrissen, exzellent gescheitelt und »Das haben die Mädchen so gerne« pfeifend, ein Vierziger im Schnapsdusel, der kichernd ein Selbstgespräch führt: »Du wirst man gucken. Ick komme jar nicht nach Hause ...« Ein ordentlich aussehender Bursche sucht aus seinen Taschen die Legitimationspapiere. Vor dem Asyltor verdichtet sich der Menschenkeil. Wir drängen mit, und so geschieht es, daß zwischen den Kommissar und mich einige

Asylisten eingezwängt werden. Plötzlich höre ich neben mir eine entsetzte Flüsterstimme: »Ede, siehste Klinghammern? Mach'n wir fort.«

Mir tut es leid, daß die beiden Burschen neben mir ihr Obdach um unserer Expedition willen verlieren sollen, und ich beruhige sie: »Sie brauchen sich nicht zu fürchten, wir suchen einen andern.« Dann stelle ich mich zum Kommissar und spreche etwas Belangloses mit ihm, damit die zwei darauf meine Legitimation zu den Beruhigungsworten entnehmen können. Trotzdem schieben sie sich mit scheuem Blick möglichst weit aus unserer unheilvollen Nähe.

Im Versammlungslokal des Asyls, einem ungeheuren Saal (im Winter finden oft viertausend Personen im Asyl Obdach), schweift ein musternder Blick der Beamten längs der Wände, an denen, an die Leitungsrohe der Heizung gepreßt, die Bedauernswerten sitzen. Dann wird mir noch die Kartothek gezeigt, in der die Namen der Obdachsuchenden von der Polizei daraufhin kontrolliert werden, ob nicht gesuchte Verbrecher darunter sind.

Das nächste Ziel ist wieder ein gemeinnütziges Institut, das Volksspeisehaus in der Alten Schönhauser Straße, im Volksmund »Café Dalles« genannt. Dort werden täglich über tausend Tassen Kaffee, tausend Portionen Pellkartoffeln und zweitausend Suppenportionen, viele Hunderte von Butterschnitten zu fünf Pfennig verkauft. Die Volksspeisehäuser sind eine unendliche Wohltat für die Armen, aber sie werden auch oft als Operationsbasis für Verbrechen benützt, und manchmal, besonders in den Morgenstunden, wird die ganze Bude von der Polizei ausgehoben und zu Sicherstellungszwecken auf die Wachstube vorgeführt.

Dann: Auguststraße, Herberge mit Arbeitsnachweise »Zur Heimat«. Einen großen freundlichen Raum betreten wir zunächst, in

dem an den Tischen die Pennergäste friedlich vor Suppennäpfen und Kaffeetassen sitzen. Nur ein Riesenkerl stellt sich frech vor den Kommissar hin und bläst ihm den Tabaksrauch ins Gesicht. »Wer sind Sie?« fragt ihn der Kommissar.

»Det jeht Sie jar nischt an«, bemerkt der Angeredete, der wohl imponieren will.

»Ich bin Kriminalkommissar. Kommen Sie mit mir hinaus.«

Der Hüne wendet sich verächtlich zu seinem Tisch, aber auf das energische Zureden eines Asylbediensteten begibt er sich auf den Hof.

»Wie heißen Sie?« wiederholt der Dezernt des Patrouillenkörpers.

Die mürrische Antwort: »Enke.«

»Zeigen Sie Ihre Papiere.«

»Ick habe keene.«

»Sehen Sie, da blasen Sie mir den Rauch ins Gesicht, wollen nicht Folge leisten und haben doch alle Ursache, lieber nicht auf sich aufmerksam zu machen.«

Mensch, quatschen Se doch man keen Kintoppdrama.«

»Sie frecher Kerl.«

»Wer ist een frecher ...« Er macht Miene, sich gegen den Kommissar zu wenden. Aber in dem Bruchteil einer Sekunde ist er von einem der Beamten, der sich auf ihn gestürzt hat, rücküber geworfen und beim Wurf auf den Bauch gedreht, im nächsten Bruchteil der Sekunde ist der Hüne wieder aufgesprungen, aber eine Eisenkette hält seine rechte Hand umklammert, daß der Überrumpelte stöhnt: »Lassen Se man los, das schmerzt.«

Ohne einen weiteren Befehl abzuwarten, führt der Beamte den Renitenten ab auf das Kommissariat. »Sie können dann nach Hause gehen«, ruft ihm der Kommissar nach.

Ein Asylbediensteter schiebt die Neugierigen, die erregt den Vorfall, ihren Genossen verurteilend, besprechen, wieder in den Saal.

Bei unserer Weiterfahrt wird mir der Jiu-Jitsu-Griff, den der Beamte gegen den Gewalttäter angewandt hat, und der rasant funktionierende Mechanismus der Eisenschließe erklärt. Dann kehren wir in einen Bouillonkeller ein, wo aber erst nach zwei Uhr nachts der große Verkehr beginnt. Hierauf in ein Ballokal, wo Damen der niedrigsten Schicht Berlins mit ihren Luden »Schieber« tanzen; der Kommissar macht mich unauffällig auf einen Burschen aufmerksam, der fröhlich mit paar gleichgesinnten Männern und Mädchen an einem Tische sitzt und sich durch die Invasion der Polizei in der angeregten Unterhaltung nicht stören läßt: Es ist ein Beamter der Kriminalpatrouille F. In der Kochstraße, Ecke Wilhelmstraße stoßen um halb zehn Uhr die beiden Beamten zu uns, die inzwischen den Medaillen-Willem und seinen Potsdamer Kompagnon am Revier abgeliefert haben. Dann werden noch drei Lokale besichtigt, die Sammelpunkte krankhaft veranlagter Männer sind: Ein sehr schäbiges Bierlokal, wo der Wirt in bayerischer Lodenweste in Hemdsärmeln die Honneurs macht; ein junger Mann singt mit Sopranstimme das Lied von »Puppchen, dem Augenstern«, einer trägt Frauenkleider und knickt vor den Eintretenden; an den Wänden hängen Athletenbilder. Eine hoch-elegante Bar in WW, die wir dann mit unserem Besuche beehren, besitzt geschminkte Kellner als »Barmädchen«, die glattrasierten Gäste tanzen miteinander.

In der Yorckstraße verabschiedet Kommissar Klinghammer seine Beamten. Diese stellen sich in Habt-acht-Stellung in einer Reihe auf und ziehen tief den Hut: »Gute Nacht, Herr Kommissar.«

(1913)

DER MANN MIT DEM BLAUEN BAND

Natürlich, das kommt davon, wenn sich unsere Literaturhistoriker nur um Shakespeare kümmern, um Schiller, um Kleist und andere Trottel, die längst erledigt und abgetan sind, statt lieber ihren Blick der Gegenwart zuzuwenden! Was nützt es, wenn in den germanistischen Seminaren den Literaturbeflissenen die Gedanken und Stimmungen gelehrt werden, die Goethe bei der Abfassung des »Faust« beseelten? He, was nützt das? Wenn sie dann ins Leben hinauswollen, um es Goethen gleichzutun, dann stehen sie vor der Literatur wie der Ochs vor dem kubistisch bemalten Haustor. Man sollte sie lieber lehren, wie sie es anstellen sollen, um heute die Klassiker von morgen zu sein. Aber was kann man von den Gelehrten erwarten? Nun, der Vortrag, der zu halten wäre, sei auf Grund wissenschaftlicher Forschungen hier publiziert:

Meine Herren! (Wir sind im Germanistenkolleg, wo Damen bekanntlich nicht zugelassen sind.) Meine Herren! Es wäre ganz verfehlt zu glauben, daß sich die jungen Dichter von heute damit begnügen, sich durch Schlapphüte, wehende Krawatten, wallendes Haar und die übrigen Embleme, die wir schon zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts während der Sturm- und Drangperiode zu beobachten Gelegenheit hatten, von den Philistern zu unterscheiden. Mitnichten! Einerseits die fortschreitende Entwicklung der Kultur, andererseits die sich mächtig geltend machende Entwicklung des Geisteslebens, dritterseits die allgemein fühlbare Verfeinerung des Geschmacks haben es mit sich gebracht, daß auch die Verachtung der Mode von der Mode nicht verschont geblieben ist. Aber natürlich lag den jungen Männern von heute und mor-

gen nichts ferner, als sich der Männermode zu unterwerfen, id est jenen drakonischen Gesetzen, die seit altersher für das männliche Geschlecht reserviert waren. Im Gegenteil! Sie haben die trennenden Schranken der Geschlechter durchbrochen und sich mit männlichem Mute die Frauenmode zu eigen gemacht, während sich hinwiederum die Frauen der Poetengilde durch Herrenhüte, kurzgeschorenes Haar, Sweater und Herrenröcke der Männermode anbequemen, was jedoch nicht Thema der heutigen Vorlesung ist.

Berlin, und zwar der westliche Teil dieser Großstadt, der seit langem in allen Fragen vornehmen Geschmacks fürwahr mit mächtiger Hand die Führung an sich gerissen hat, gebührt der Ruhm, die Wiege dieser goldenen Ära der deutschen Literatur geworden zu sein. Und dennoch hat es selbst in dieser für alles Edle begeisterten Stadt nicht an Mißtrauen gefehlt, als die Pioniere der männlichen Frauenmode das Blachfeld betraten. Und es kann leider durchaus nicht als ausgeschlossen gelten, daß der Poet, der zum erstenmal in ein Literaturcafé im alten Westen mit einem neckischen blauen Bande im Haar kam, statt Bewunderung nur Hohn geerntet hätte, wenn man nicht von Freunden und Verehrern des Genies die achtungsgebietende Kunde vernommen hätte, er glaube, daß sein Band angewachsen sei. Nur durch die Kenntnis dieser wahrhaft dichterischen Einbildung wurde er vor Mißdeutungen geschützt, obwohl jeder von dem Dichter dessen großzügigen Grundsatz kannte, daß er niemals ein Zeile niederschreiben, geschweige denn jemals publizieren werde, weil solche Tätigkeit nichts anderes sei denn eine »prostituierende Emanation der Subjektivität«. Einen solchen Genius hätte man auch ohne Kenntnis seines Wahnes von der untrennbaren Zugehörigkeit des Bandes zum Kopfe um seines Kopfschmuckes willen bewundern müssen, um so mehr, als es noch niemand Herrn Goethe verübelt hat, daß

dieser einst »mit einem bemalten Bande« nahte, obwohl dieser Dichter sich bekanntlich durch die Niederschrift vieler Gedanken dem eben angezogenen Verbrechen einer prostituierenden Emanation der Subjektivität schuldig gemacht hatte.

Der nächste große Dichter, der den Geist der Zeit wahrhaft erfaßte, war jener, der mit Ohrringen behängt in der Literatur erschien. Er war schon ein unsterblicher Mann gewesen, denn er hatte im »Orthozentrisch-hydrotherapeutischen Kabarett Moschus« ein Fragment aus seinem elfzeiligen Epos »Der hohle Zahn und seine feiste Stiefmutter« vorgelesen, und wir wissen auch, daß er seit Jahren mit enormem Fleiße an dem Titel für eine Novelle arbeitet. Dieser Mann scheute sich nicht, offen zu erklären, daß er mit seinen Ohrringen einen realen Zweck verbinde: Er sehe nicht ein, warum dieser herrliche und gesunde Schmuck des Ohres nur den Frauen reserviert bleiben solle. Leider vermochte er es nicht, durch Ausdauer die staunenden Philister an den Anblick von männlichen Ohrringen zu gewöhnen, denn schon am nächsten Tage trug Heloise Lanormand – so heißt bekanntlich Fräulein Johanna Kubinke in den Kreisen der Berliner Bohème – die Ohrringe in ihren Ohren, was natürlich ihren Freund mit einigem Mißtrauen gegen sie erfüllte und gewiß nicht ganz ohne Einfluß auf die Tatsache war, daß er am Tage aus dem Kabarett »Moschus« austrat und die »Neohysterische Dichtergemeinschaft der freien Fischottern« gründete. So hatten die männlichen Ohrringe zu einer tiefgreifenden Spaltung in der deutschen Dichtkunst, aber auch zur Schaffung einer neuen, begrüßenswerten Literaturrichtung geführt.

Die nächste Errungenschaft auf dem Gebiet des modernen Skytentums war der Mann mit der Ponyfrisur. Man merke die tiefere Bedeutung dieser Haartracht, während die Talente von gestern nervös die Haare aus dem Gesicht streichen, wodurch die breite Den-

kerstirn (Gerhart Hauptmann, Richard Strauss usw.) noch stärker zur Geltung kam, versinnbildlichte der Pionier der Ponyfrisur das rein Sensitive der Modernen, die einer Krücke der Geistigkeit nicht mehr bedürfen. Das war wohl der Grund, weshalb er seine Haare in die Stirn kämmte und oberhalb des Zwickers in gerader Linie abschneiden ließ. Wenn er nicht die Beachtung fand, die er verdiente, so liegt das daran, daß man ihn des Plagiats beschuldigte – in Wien habe schon jemand durch die gleiche Behandlung seines Kraushaares endlich die heiß ersehnte Beachtung der Kaffeehauswelt errungen.

Das Neueste auf dem Gebiete der Dichtung ist das »Korallenkettlin«. Das ist nicht etwa das gleichnamige Drama von Dülberg, und es wäre auch ein unvergleichlich ärgeres Verbrechen, wenn das Korallenkettlin, von dem hier die Rede ist, etwa samt seinem Träger konfisziert würde, wie es dem Dülbergschen Drama geschehen ist. Unser Korallenkettlin wird um den Hals getragen (selbstredend von einem Herren), auf der Brust in einen Knoten geschlungen und hebt die Persönlichkeit des jungen Mannes, der sich dem staunenden Kaffeehausphilistertum auf dem Kurfürstendamm allabendlich zeigt und den altmodischen Dichtern stolz dartut, daß sie mit dem sattsam bekannten Sänger kleinlaut die Verleihung einer solchen Ehrenkette ablehnen mußten: »... die Kette gib den Rittern, vor deren kühnem Angesicht der Feinde Lanzen splittern.«

Und vor unserem prophetischen Auge sehen wir nun die Zeit nicht mehr ferne, da die Männer der deutschen Dichtung in geschlitztem Frauenrock, das Pompadourtäschchen in der Hand und einen flachen Hut mit Mairosengarnierung auf dem Haupte vor den staunenden Blicken des Philisters neue Gipfel des Parnasses erklimmen werden.

(1914)

BACCHANALE GEFÄLLIG?

Die polizeiliche Sperrstunde wird in Berlin sehr streng gehandhabt. Punkt ein Uhr werden alle die vielen Hunderte von Cafés, Bars, Tanzdielen, Likörstuben, Weinlokale und Destillationen (so heißt hier der »Ausschank«) unnachsichtlich geschlossen. Im Westen gibt es noch zwei bis drei Klubs, wo zumeist Schauspieler nach ihrem Bühnenabgang einkehren, ein Fläschchen Wein trinken und eine Partie Poker machen; aber sie müssen Mitglieder sein, ihr Mitgliedsbeitrag für den laufenden Monat wird auf ihrer Legitimationskarte quittiert und im Kassabuch des Vereines eingetragen. Im dunklen Osten nehmen zwei bis drei Wirte das Risiko auf sich, für drei Stunden (bis um vier die Marktcafés öffnen) die Straßenmädchen, deren berufsmäßige Freunde und andere des Nachtschlafs entwöhnte Gesellen hinter geschlossenen Rouleaus und bei gedämpftem Licht illegal zu beherbergen; aber auch diese Wirte lassen sich die »Hockersteuer«, das ist die für Gesellschaften, Vereinsveranstaltungen, Bälle usw. vorgeschriebene Steuer auf verspätetes Wachbleiben, bezahlen und quittieren sie ordnungsgemäß mit gedruckten Zetteln, damit sie im Falle des Erwischtwerdens nur wegen Übertretung der Sperrstunde, nicht aber auch wegen Steuerhinterziehung belangt werden können. Manchmal läßt auch ein Wirt eine Champagnergesellschaft im Hinterzimmer seines Weinlokales noch über die Zeit sitzen, aber das alles sind kleine Ausnahmen, und im großen Ganzen muß man sagen, daß das Nachtleben um ein Uhr nachts zu Ende ist. Tausende von Leuten sehen sich um diese Stunde aufs Pflaster gesetzt und müssen nach Hause gehen, obwohl sie dazu gar keine Lust haben.

Hier setzt nun die Tätigkeit der wandernden Nachtlokale und ein neuer geheimer Beruf ein, der in Berlin heute schon weit mehr als tausend Angehörige zählt, der Beruf des Schleppers oder Spanners. Die Unternehmer der wandernden Nachtlokale bilden eine Gruppe, die sogenannte »Partie«, die von Zeit zu Zeit Privatwohnungen mieten, diese mit Sandwiches, Champagner, Kaviar, Wein und Schnäpsen beliefern, eine oder zwei Nackttänzerinnen, die Musikkapelle, aus einem Violinisten bestehend, einen Kellner und vor allem – die Schlepper engagieren. Denn diese Schlepper haben die Hauptarbeit zu verrichten und bekommen auch den Löwenanteil am Ergebnis dieser riesigen Wurzerei. Sie bekommen außer dem Fixum von fünfhundert Mark pro Nacht noch zehn Prozent von der Zeche jedes Gastes, den sie akquiriert haben. Sie können also an einem einzigen Gast mehr verdienen, als die Miete der Wohnung für diese Nacht, das ist mindestens fünfzigtausend Mark, betragen hat. Aber es muß gesagt werden, daß ihr Beruf vor allem drei Eigenschaften erfordert: Ausdauer, Raffinement und Intelligenz. Die Ausdauer erprobt sich daran, wie sie an den Straßenkreuzungen, insbesondere in der Friedrichstraße, Motzstraße und Lutherstraße alle Passanten ansprechen, Hunderte in einer Nacht, alle Wagen anhalten oder wenigsten den Insassen zuschreien: »Elegantes Nachtlokal gefällig mit prachtvollen Nackttänzerinnen?« – »Bacchanale gefällig?« Ihr Raffinement hat sich hauptsächlich bei der Führung des Opfers zu bewähren – dieses darf nämlich nicht ahnen, wo es sich befindet, damit es die Polizei nicht nachträglich dorthin hetzen kann. Sie führen es daher auf verschiedenen Umwegen bis zu dem Lokal und lassen, wenn der Transport des Gastes im Autotaxi vollzogen wird, dieses lange vorher mitten auf einer anderen Straße halten. Vor der Polizei haben nämlich Unternehmer, Partie und Schlepper den größten Spundus und haben

deshalb ein ganzes Signalsystem ausgebrütet, um das Eindringen der Streifung zu verhindern. Würden zum Beispiel Detektive einen Schlepper erwischen und mit vorgehaltenem Dienstrevolver zwingen, sie zu dem heutigen Tätigkeitsgebiet des wandernden Nachtclubs zu führen, so braucht der geschleppte Schlepper bloß diese Signale zu unterlassen, und die Polizei findet nichts mehr als eine leere Wohnung oder eine harmlose Gesellschaft von Freunden des Hausherrn. Das Signal eines vor kurzem ausgehobenen Spielclubs im Westen war zum Beispiel ein grünrotes Batisttaschentuch der Hausfrau, das jeder Schlepper nach dem Klopfen in die Öffnung des Briefkastens zu werfen hatte; wurde geklopft oder geläutet, ohne daß das Taschentuch erschien, so wurde nicht bloß geöffnet, sondern es verschwanden auch die Spielkarten und das Roulette.

Die dritte und wichtigste Berufseigenschaft des Schleppers, die Intelligenz, hat sich zu bewähren, um harmlose Fremde oder Sonntagsbummler, ohne daß man seine Absicht merkt, dazu zu veranlassen, ein paar hunderttausend Mark zu opfern, um sich einmal königlich zu amüsieren, »wie im Harem oder wie im Paradies«. (Als ob jemals im Harem oder im Paradies eine alte Schachtel nackt zu den Klängen einer schlechten Violine herumgehopst, nachher im Bademantel einsammeln gegangen ist und die geschenkten fünfhundert Mark mit der sensationellen Enthüllung als zu gering ablehnt: »Verzeihen Sie, ich bin eine Künstlerin.«) Wie findet nun der intelligente Schlepper seine Gäste? Er muß vor ein Uhr nachts in einem eleganten Lokal sitzen und mit irgendeiner ihm zahlungskräftig oder valutastark scheinenden Gesellschaft Anknüpfung finden. Wenn man dann zur Polizeistunde bedauernd auseinandergehen soll, hat er dann schmunzelnd anzudeuten, daß *er* noch nicht nach Hause gehen müsse, er wisse noch ein tadelloses Lokal ... Hier greift die Tätigkeit des Schleppers schon

ein bisserl in die des Hochstaplers über, es gibt solche, die Französisch können und sich in den Stammlokalen der französischen Kolonie aufhalten, es gibt Russen, die Russen mitbringen, und es gibt bereits Schlepper aus allen möglichen Nationen und mit allen möglichen Sprachkenntnissen.

Aber der tschechoslowakische Zustrom nach Berlin ist jetzt so groß und die Kč so hoch, daß die Zahl der Schlepper bei weitem nicht ausreicht, die Landsleute zu den paradiesischen Genüssen mitbringen oder wenigstens das »Bacchanale gefällig?« in tschechischer Sprache ihnen zuflüstern könnten. Deshalb sind in der letzten Zeit verschiedene Unternehmerpartien der wandernden Nachtlokale mit lockenden Stellungsangeboten an mich herangetreten, denen auch die meisten sachlichen Angaben dieses Artikels zu verdanken sind. Vorläufig habe ich mir noch Bedenkzeit ausbebeten, aber die Zeiten sind lausig und wundert euch nicht, Freunde aus der Heimat, wenn ich einmal auf dem Nollendorfplatz nächtlings mit den Worten auf euch zutrete: »Je líbo bacchanale?«

(1922)

DIE EINKÄUFE EINER BERLINERIN

Einstmals, wenn man in der Fremde war und es kamen Feiertage mit Urlaub, so fuhr man mit dem ersten Zug nach der letzten Arbeitsstunde nach Hause. Jetzt schaut man nicht mehr im Kursbuch nach, sondern im Kursblatt, und fährt nicht nach Hause, sondern dorthin, wo der Besitz an Geld den größten valutarischen Wert hat. Am Heiligen Abend stand in Berlin die Tschechokrone auf zwei Mark neunzig, und man hatte demgemäß die Weihnachtsüberraschung, hier in Berlin auf Schritt und Tritt jenen sympathischen Typen unserer Landsleute zu begegnen, um derentwillen wir seinerzeit fluchtartig Prag verlassen haben.

Unter anderen rutschte auf der schiefen Ebene der Valuta eine junge Operettendiva aus Prag nach Berlin, zu deren Ehre sich allerdings das eine sagen läßt: Sie hat sich nicht durch den Marksturz auf die Idee der Finanzoperationen bringen lassen, sondern hat schon in Prag Finanzen operiert. Also sie kam, um einzukaufen. Vorher wollte sie sich mit einer Freundin, die schon zwei Jahre hier in jeder Beziehung vorteilhaft engagiert ist, darüber beraten, wo die billigsten Einkaufsquellen seien. »Was kostet ein Dutzend Hemdhosen aus Crêpe, was kostet ein Bettvorleger aus Pantherfell, was kosten sechs Seidenpyjamas, zwei Dutzend Florstrümpfe, sechs Untertaillen aus Batist? – « Das waren so die Fragen nach den wichtigsten Bedarfsartikeln, mit denen sie die Berliner Freundin überfiel. Aber die Berliner Freundin, die doch viele Dutzend Hemdhosen aus Crêpe und Florstrümpfe und Seidenpyjamas und Untertaillen und einen Bettvorleger aus Pantherfell hat, konnte ihrer Prager Kollegin über die Preise nur eine so ungenaue Aus-

kunft geben, daß dies – selbst wenn man die fortwährenden Preisschwankungen in Betracht ziehen mochte – mehr als auffallend war.

Und nun fragte die bedürftige Freundin nach den Einkaufsquellen. Wo sie sich schnell zwei Paar rote Boxkalfschuhe kaufen könne und wo drei Paar Wildlederschuhe und zwei Paar Brokat-schuhe und allenfalls einen hübschen nicht zu teuren Hermelin. Aber die Berliner Freundin gab abermals sehr vage Antworten: »Auf der Tauentzienstraße gibt es sehr elegante Schuhläden ... In der Kleiststraße werde ich dir ein sehr feines Pelzgeschäft zeigen, momentan ist mir der Name entfallen ...« »Ja, aber um Gottes willen, wieso weißt du nicht einmal die Namen der Firmen? Wo kaufst du denn ein?«

»Mein liebes Kind«, versetzte die Berliner Freundin mit überlegenem Lächeln, »wenn ich einkaufen will, so fahre ich immer nach Wien.«

(1922)

WIE ICH EINE FRAU SUCHTE

Verhöhnet mich nicht, wenn ich euch sage, daß ich vom ersten Tage meines Berliner Aufenthaltes eine Frau suchte. Solange ich möbliert wohnte, kränkte es mich, wenn ich jeden geheizten Ofen, der mich während des Monats kalt gelassen hatte, am Ersten auf der Rechnung fand, wenn mir jede Streichhölzchenschachtel, jedes Bad und jede Büchse mit Schuhcreme böse angerechnet wurde. Als ich in die Pension zog, ärgerte es mich, daß immer die einzigen Speisen aufgetischt wurden, die ich nicht esse, daß das Beste schon von anderen verspeist war, wenn ich einmal zu spät zu Tische kam, und daß Gespräche geführt wurden, denen meine bescheidene Bildung keineswegs gewachsen war. Zu diesen Miseren rein wirtschaftlicher Natur kam noch, daß ich's nur gestehe, die Sehnsucht nach der Liebe, von der ich schon allerhand Lobendes in Roman und Zeitungsnachrichten gelesen hatte. So reifte in mir der Entschluß, mir mein eigenes Heim zu gründen, mich – oh, verhöhnet mich nicht – zu verehelichen.

Der Entschluß, mir eine Frau zu suchen, war mir wahrlich nicht leichtgefallen. Unvergleichlich schwerer wurde mir aber die Ausführung.

Nach manchen üblen Erfahrungen mußte ich wie Kolumbus beim Anblick des Landes empfinden, als ich in der Zeitung von der Errichtung des Heiratsautomaten las. Schöne Damen, von der gleichen Sehnsucht bewegt wie ich, blickten aus dem Schaufenster, Liebe heischend und Liebe verheißend, auf den Bewerber. Natürlich nicht in natura, aber in getreuen Photographien. Und jedes Konterfei wurde dadurch zum portrait parlé, daß darunter

die Höhe der Mitgift und die übrigen Gemütseigenschaften der feilgebotenen Schaufensterdame verkündet wurden. So stand es schwarz auf weiß in der Zeitung. Man brauche nur zu wählen und dem Automatenbesitzer die Nummer der Dame zu nennen, und er führe sie dann bis hart an den Traualtar. Ich zog meinen alle-relegantesten Anzug an, suchte von meinen Krawatten die schönste aus, ich träumte von der Liebe auf den ersten Blick ins Schaufenster, und mein Herz klopfte eine Furlana, als ich aus der Leipziger Straße in die Gefilde der Seligen einzog. Aber wehe, wehe! Der Laden stand leer, und aus dem Schaufenster, aus dem noch vor kurzem manch ermunternd photographierter Frauenmund dem Beschauer ein »Bediene dich selbst« zuzurufen schien, gähnte der Rachen einer öden Leere. Ich hoffte zwar noch, das Frau Hyman mit ihrer Verkaufsstelle bloß übersiedelt sei, aber ich mußte erfahren, daß die Polizei den Heiratsladen geschlossen habe. Ob sie die Vermittlung von Ehefrauen als unsittlich empfunden oder ob vielleicht eine der heiratslustigen Damen gegen die Schaustellung ihres Konterfeis Verwahrung eingelegt hatte – ich vermochte es nicht zu erfahren. Gebrochen eilte ich von dannen...

Als ich aber in die Friedrichstraße kam, erwachte ich zu neuem Leben. Einer von jenen Berliner Camelots, die auf der Antarktis des Rückens eine Tafel mit der Aufschrift »Hier ist die ... Zeitung erhältlich« tragen, schrie mir eine andere Anpreisung ins Ohr: »Das Blatt der Heiratslustigen«. Wie Harfentöne der Erfüllung erklangen mir diese Worte. Zitternd opferte ich zwanzig Pfennig für das »Blatt der Heiratslustigen«, zitternd eilte ich mit der Zeitung nach Hause, die ja ein Inserat meiner Zukünftigen barg, und zitternd entfaltete ich sie (natürlich die Zeitung).

An der Spitze des Blattes fand ich eine fettgedruckte Bemerkung: »Da durch die Auswechslung der Chiffrebriefe in den Groß-

städten viel Ulk und Schwindel getrieben wird, öffne ich sämtlich Chiffrebriefe.« Nachdem ich mich gleichermaßen über die Rohheit der Großstädte und die Vorsicht des Herausgebers gefreut hatte, begann ich den Leitartikel zu lesen, der »Arturs Bekehrung« hieß. Was mir besonders darin auffiel, war die stilistische Meisterschaft, mit der der Autor (ein Dr. H.) alles Schleppende vermieden hat. Er wendet immer die direkte Rede an, und die handelnden Personen sprechen die knappen Sätze des gewöhnlichen Lebens, so wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Zum Beispiel sagt Artur vor seiner Bekehrung unter anderem in einem reinen, einfachen Satz: »... weil ich von der Ehe eine so hohe, edle Vorstellung habe, daß ich sie kaum irgendwie mit einem Geschäft in Verbindung zu bringen vermag und wenn es das solideste ist, obwohl ich auf Grund meiner ärztlichen Tätigkeit, die mich mit so vielem Niedrigen, Schmutzigen in Berührung bringt, deinen Ausführungen sympathisch gegenüberstehen muß, die schließlich danach angetan sind, mir meine Ideale zu erhalten.«

Nach dem Leitartikel kamen gleich die Inserate der heiratslustigen Damen und hernach die mich nicht mehr interessierenden Annoncen der Herren, meiner Leidensgenossen. Das erste Dameninserat, das mir gefiel, trug die Nummer 15704. Sehr gerne hätte ich mich um jenes »Fräulein: 23 J.; 1,60m groß; Vater Beamter, eig. Verm., Eltern auch wohlh.« beworben, wenn sich das Fräulein nicht seltsamerweise auf eine *passende Lebensgefährtin* kaprizieren würde. Vielleicht ist dies bloß ein Druckfehler – aber die Auswahl anderer Damen in meinem Blatte ist ja groß genug.

»Haushälterin, 1,75 Meter groß, 42 Jahre alt, 3 000 Mark bar und Aussteuer.« Herrgott, das wäre etwas für mich! Wie trefflich würden wir uns ergänzen! Ich bin weder Haushälter, kaum 1,50 groß, noch lange nicht 42 Jahre, und weder von 3 000 Mark noch

von Aussteuer ist bei mir etwas zu finden. Aber die große Haushälterin mag mich nicht. Sie versteift sich auf einen Unterbeamten von der Post oder von der Bahn.

Eine andere Inserentin, Hausdame bei einem Major, verschweigt ihr Alter und ihre Größe und betont dafür, daß sie aus guter Familie sei. Aber sie legt Wert darauf, daß ihr künftiger Ehegemahl ein gebildeter Mensch sei. Da bin ich noch eher ein Haushälter.

An dem dreißig Jahre alten Fräulein, 1,55 groß, 30 000 Mark bar und Ausstattung, später mehr, störte mich bloß die Angabe, daß sie eine ausgezeichnete Klavierspielerin sei.

Zu der »schuldlos geschiedenen Frau, 38 J. a.«, lockte mich besonders die Angabe hin, daß sie eine Wohnungseinrichtung mit Renaissancemöbeln besitze. Aber sie will mich gewiß nicht, denn sie reflektiert auf ein sympathisches Äußeres, und ich weiß weder, ob mein Äußeres sympathisch ist, noch ob es zu Renaissancemöbeln paßt.

Auch die »junge häusl. Dame, 22 Jahre alt«, würde ich auf der Stelle heiraten, wenn ich wüßte, wie ich die Abkürzung verstehen soll: »1/2 Mill. Mitgift; 1 Mll. später«. Eine halbe Mille wäre etwas zuwenig, eine halbe Million und noch eine Million etwas zuviel für mich bezahlt.

So sollte sich meiner Wahl immer ein Hindernis entgegensetzen. Die eine will partout einen Kellner, die jung geschiedene Frau in seltsamer Logik »einen älteren Herren, der viel gelitten«, eine dritte gefällt mir nicht, weil sie sich als außerordentlich sportliebend preist, bei einer vierten deckt sich ihr Beruf – sie ist Fleischbeschauerin – nicht mit meiner idealen Veranlagung, und bei einer fünften scheint es mir auffallend, daß sie trotz Jugend, hübscher Erscheinung, großer Mitgift und schöner Aussteuer von ihrem Zukünftigen nichts weiter verlangt, als daß er sehr *vorurteilsfrei*

sei. So fand ich unter den vielen Annoncen nicht eine einzige, die mir gepaßt hätte. Das Blatt entsank meiner Hand, Glaube, Liebe und Hoffnung meinem Herzen.

Die letzte Möglichkeit, die ich ergriff, war ein Besuch bei einer Heiratsvermittlerin in der Gipsstraße. Die alte Dame gefiel mir zwar anfangs gar nicht, aber später leistete ich ihr Abbitte: Trotzdem sie schon unzählige Partien in Millionärs- und Aristokratenkreisen zusammengebracht hat (was sie mir selbst anvertraut hat), ist sie doch nicht hochmütig geworden und hat weiter im dritten Stock eines Hauses in der Gipsstraße eine einfache Wohnung inne, die bloß aus einer Küche und einem Zimmer besteht und in der weder auf Luxus noch auf Reinlichkeit übertriebenen Wert gelegt wird. Die gütige Frau notierte meine Personalien und versprach felsenfest, mir eine junge, schöne, reiche und nette Gattin zu finden. Freudig und dankerfüllt gab ich ihr die zehn Mark, die sie für Überprüfung meiner Angaben und Vorspesen verlangte, aber mir nach Erhalt der Mitgiftprovision wieder zurückstellen wird. Die brave Frau gibt sich gewiß mit der Auswahl meiner Zukünftigen die denkbar größte Mühe, denn trotzdem seit jenem Besuche schon ein Monat verstrichen ist, habe ich noch nichts von ihr gehört. Gut Ding will Weile haben!

(1914)

AUS DEM NOTIZBUCH

Schönheitskonkurrenz: Die Schönen werden für etwas belohnt und mit einem Preis ausgezeichnet, was an und für sich bereits ein Preis ist, den sie noch dazu nur durch Zufall besitzen, und werden also durch diesen Zufallsbesitz doppelt ausgezeichnet. Denen, welchen die Natur die Schönheit nicht in so hohem Maße zuteil werden ließ, wird ihr Mangel durch den Spruch der Preisrichter noch mehr vor Augen geführt und sie noch überdies mit Neid erfüllt. Denn die Ausflucht der »Vernünftigen«, äußere Schönheit mache noch nicht den Menschen aus, steht doch bei allen im Gegensatz zu deren (vielleicht nur geheimem) Wunsche nach schönen Geliebten und dem geheimen Wunsche, erhaben schön zu sein und durch Schönheit überall zu siegen. Und was ist begreiflicher als Streben nach Schönheit? Gibt es etwa Liebe ohne Schönheit? (Allerdings kann diese Schönheit – Liebe ist blind – subjektiv, ja sogar sehr subjektiv sein.)

(1905)

DAS HAUS DER VERÄNDERTEN NASEN

Im Hause Bülowstraße 22 in Berlin wohnen jetzt – da sich die tschechoslowakische Krone hoch über die Mark emporgeschwungen hat – zumeist Prager. Aber das wissen nur die, die dort wohnen, und die werden es nicht verraten. Und sollte jemand zu Besuch kommen, er würde seine Landsleute nicht erkennen: Sie sind entweder ver mummt oder haben sich sehr verändert.

Es ist ein ganz neues, sehr großes Haus, versteckt hinter einem vierstöckigen Mietshaus. Unauffällig hängt am Eingang eine kleine Tafel, die ebenso unauffällig besagt: Sanatorium Bülowstraße 22. Es handelt sich um das Palais einer schmerzhaften Eitelkeit, um die Privatklinik von »Nasenjoseph«, von Professor Dr. Jacques Joseph, dem Chirurgen der Nasen-, Ohren- und der übrigen Gesichtsplastik... Leute, die hier im Sprechzimmer sitzen und plaudern, wissen nicht, wie sie aussehen. Wenn sie sich im Warteraum des Professors vor drei Tagen auch noch forschend gemustert haben, niemand weiß heute, wie der andere aussieht. Sogar von sich selbst weiß das keiner. Denn noch keiner sah seine Nase. Jeder hat ein großes gelbes Kreuz aus Leukoplast im Gesicht von der Stirn bis zur Oberlippe und von der rechten Schläfe bis zur linken, und seine Augen sind verschwunden. Alle sehen sie abscheulich aus, noch abscheulicher als vordem. Aber morgen oder übermorgen werden sie schön sein, so schön wie noch nie. Sie haben die Operation hinter sich.

Vor drei Tagen empfing Herr Professor Joseph in seinem Ordinationszimmer am Kurfürstendamm die an Eitelkeit krankenden

Menschen. Jeden fragte er, was er sei, ob er reich sei und aus welchem Valutabezirk er komme, und dann, erst dann fragte er ihn nach seiner Wesensart. Der Herr Professor muß zuerst wissen, wie reich einer ist, danach läßt er sich die Operation bezahlen (eine Fabrikantin aus Prag zahlte gestern 15 000 Kč dafür), und er muß die Wesensart kennen, denn danach stellt er die Nase her. »Wünschen Sie eine kecke Nase oder eine intelligente, eine kokette oder eine energische?« Jeder kann sich bestellen, welche Nase er haben will. Der Herr Professor reicht ihm ein Album mit Hunderten von Photographien ehemaliger Patienten, vor der Operation und danach. Sie blättern im Album und wählen ein Näschen, das Sie haben möchten. »Gut«, sagt der Herr Professor und packt Sie an der Nase. Er verdeckt sie mit der Hand und den Fingern und zeigt Ihnen, wie Sie später aussehen werden. »Kommen Sie morgen früh um zehn Uhr in meine Privatklinik Bülowstraße 22.«

Tags darauf werden Sie im Operationssaal erst einmal gründlich ausgeschneuzt und gewaschen, sie bekommen eine Lokalbetäubung oder, falls nötig, auch eine Morphiumspritze. Mit Scheren, kleinen Sägen und Feilen dringt der Herr Professor in Ihre Nase ein, schneidet Ihnen den Nasenknochen durch, verleibt der Nase – falls Sie eine zu kleine hatten und eine größere wünschen – ein Plättchen aus Elfenbein ein, pflanzt in solchem Falle oft auch ein Stück Haut von der Schulter ins Gesicht über oder – was häufiger vorkommt – amputiert ein Stückchen Knochen, Fleisch oder Knorpel, modelliert ein wenig, prüft sein Werk auf dunklem Hintergrund und macht Ihnen über alles das Kreuz aus Leukoplast.

Der Patient geht in sein Zimmer, liegt einige Tage im Bett, seine Augen sind geschwollen, er kann sich nicht ausschneuzen, atmet schlecht und zahlt täglich 1 000 Mark. Aber das ist heute bestimmt nicht viel. Cyrano de Bergerac hätte einfach mit ein paar Francs

bezahlt, und nach einer Woche wäre er vom Leukoplast und dem schrecklichen Unflat in der Nase befreit gewesen, Roxana wäre ihm um den Hals gefallen, und er hätte sich so seine ganze Tragödie ersparen können. Alle Leute, die das Sanatorium in der Bülowstraße füllen, sind so gescheit. Ein Herr aus Südböhmen ist jetzt dort; er hatte eine breite, sattelförmige Nase und sah aus wie ein Dorftölpel. Da er aber jetzt große Güter besitzt, ließ er sich eine herrische Nase modellieren, und niemand wird ihn mehr als einen dummen Bauern ansehen. Mein Mitschüler, hinter dem schon während unserer Schulzeit Kinder auf der Straße herliefen mit dem freundlichen Geschrei »Hakennase, Hakennase«, hofft, daß er durch die Operation zu dem wird, wozu ihn weder die Wandelbarkeit seiner Grundsätze noch die späte Taufe, noch die Namensänderung gemacht hat: zum Advokaten in Eger. Meine Freundin Fanka, genannt »Diabolo« (wissen Sie, die, der es in die Nase regnete), bekommt nun eine französische Nase, die ihr der Herr Export bezahlt und die sie zur internationalen Grande Cocotte im Eden von Vršovice machen wird. Der Bankbeamte Polenta, der gerade vor einem Jahr wegen Unterschlagung zu schwerem Kerker verurteilt wurde, verspricht sich von der Operation einen noch größeren Erfolg: Er läßt sich eine große Hakennase machen, wird von nun an Porges heißen und wird so – Gleicher unter Gleichen – irgendwo unter Börsenjobbern auftreten. Bereits morgen wird ihm in der Bülowstraße das Leukoplast abgelöst.

(1922)

WAT KOOFE ICK MIR FOR EEN GROSCHEN?

In der Volksspeisehalle in der Schönhauser Allee trank ich eine Tasse Kaffee um zehn Pfennig und aß dazu einen Napfkuchen um den gleichen Preis. Drüben an der Wand, mit Kreide auf ein schwarzes Brett geschrieben, war die Speisekarte; aus ihr ersah ich, daß man für eine Tasse Milch, Kakao, Kaffee, Apfelwein oder Brühe, für eine Flasche Selterswasser, für zwei Zehntel Malz- oder Lagerbier, für eine mit Butter oder Schmalz gestrichene Stulle, für vier gewöhnliche Schrippen, für einen Blech- oder einen Napfkuchen nicht mehr und nicht weniger als zehn Pfennig zu zahlen hat. Noch reicher sehen die Genüsse aus, die sich einer vergönner kann, der über zwei Groschen verfügt; eine Schale Weißbier, eine Pulle Brauselimonade, eine belegte Stulle, einen sauren Hering, einen marinierten Fisch, eine Portion Kartoffelsalat, ein Paar Würstchen oder ein Stück Wurst.

Um zu erfahren, ob man auch andere als alimentäre Werte um zehn Pfennig erwerben könne, rief ich eines der spielenden Gören zu mir, gab ihm einen Groschen und wollte ... der Kleine war schon mit der Schnelligkeit eines Rodelschlittens davongearast, bevor ich ihn etwas fragen konnte. Ich sprach einen anderen Jungen an und stellte ihm, das Geldstück in der Hand behaltend, die Gewissensfrage: »Was tust du mit diesen zehn Pfennig, wenn ich sie dir gebe?« – Der Knirps machte eine abwehrende Geste. »Nee, so doof bin ich nich – dann jehm Se mir den Jroschen doch nicht!« – Ich gab mein Ehrenwort. – »Ick jehe in Kintopp.« – Auf